

# „Geschichten der Nachkriegsgeneration“

## *Alltag und Erinnerungen der Bernhardsthaler Kinder der 50er und 60er Jahre*

### Kugelscheiben

Nach der Schule warf man die Schultasche in die Ecke und lief hinaus auf die Straße. In einem kleinen Sackerl klapperten schon die Kugeln. Bald standen zwei, drei oder noch mehr Kinder zusammen – und schon war klar: Heute wird Kugelscheiben gespielt.

Zuerst suchten wir uns einen Platz mit festem Boden. Mit dem Schuh zogen wir eine Linie in den Staub, ein paar Schritte weiter gruben wir mit den Fingern oder dem Schuhabsatz eine kleine Grube. Das war das Ziel. Dann knieten wir uns hin und betrachteten unsere Kugeln. Die bunten Tonkugeln waren überall zu sehen, aber wer eine Glaskugel hatte, wurde bewundert.

Nun begann das Spiel. Einer nach dem anderen war an der Reihe. Die Kugeln flogen los, rollten über den Boden oder blieben knapp vor der Grube liegen. Manchmal war man zufrieden, manchmal ärgerte man sich – aber gleich darauf wurde wieder gelacht.



Nachdem alle einmal geworfen hatten, ging es weiter. Jetzt wurden die Kugeln mit dem Zeigefinger vorsichtig geschoben. Alle Augen waren auf die Kugel gerichtet, die langsam näher zur Grube rollte. Fiel sie hinein, gab es Jubel, denn diese Kugel durfte man behalten.



Gespielt wurde überall: auf Wegen, in Höfen oder auf freien Plätzen. Kugelscheiben brauchte nicht viel – nur ein paar Kugeln, ein bisschen Platz und Zeit. Für viele Kinder der 1950er- und 1960er-Jahre waren es genau diese Spiele, die den Alltag unvergesslich machten.

## 123 Abpassen

Ein sehr beliebtes Spiel war auch das Abpassen, meist „**123 Abpass**“ genannt. Es war eine Mischung aus Verstecken, Laufen und dem richtigen Moment zum Vorspringen.

Zu Beginn wurde ein Platz ausgesucht, der als Abschlagstelle diente – oft ein Baum, eine Mauer oder eine Tür. Ein Kind musste „einschauen“. Es stellte sich mit dem Gesicht zur Wand oder zum Baum und zählte laut, während die anderen Kinder davonliefen und sich ein Versteck suchten. Das Versteck durfte nicht zu leicht zu finden sein, aber auch nicht zu weit von der Abschlagstelle entfernt.

Wenn alle versteckt waren, rief das Kind: „**Ich schaue!**“ Dann drehte es sich um und begann zu suchen. Dabei musste es gut aufpassen, denn die versteckten Kinder versuchten, im richtigen Moment aus ihrem Versteck zu laufen und zur Abschlagstelle zu gelangen.



Entdeckte der Sucher ein Kind, rief er dessen Namen und lief zur Abschlagstelle, um „**Eins, zwei, drei – Abpass!**“ zu rufen. Schaffte es jedoch ein verstecktes Kind, unbemerkt zur Abschlagstelle zu kommen, konnte es dort ebenfalls „**123 Abpass!**“ rufen und war damit frei.

Das Spiel war spannend und oft sehr laut. Es wurde gerannt, gelacht und manchmal auch gestritten, wenn jemand zu früh gesehen worden war. Gespielt wurde meist in Höfen, auf Wiesen oder zwischen Häusern. Für viele Kinder gehörte „123 Abpass“ zu den aufregendsten Spielen ihrer Kindheit.



## In der Sandgruam

Nördlich von Bernhardsthal, am Rand des Kesselteichs, lag eine Sandgrube, die im Ort einfach „**Sandgruam**“ genannt wurde. Sie war noch gewerblich genutzt, doch meist herrschte dort wenig Betrieb. Die Zufahrten waren mit einfachen Ketten abgesperrt – offiziell durfte man das Gelände ohne Genehmigung nicht betreten.

Gerade in den Sommerferien suchten die Kinder Abwechslung vom Alltag. Wieder waren es vor allem die Buben, die auf eine Idee kamen. Auf den kurvigen Wegen innerhalb des Areals begannen sie, mit ihren Fahrrädern Rennen zu fahren.



Jeder hatte ein Rad, egal in welchem Zustand. Auch die einfachsten und ältesten Fahrräder reichten für die wilden Fahrten aus. Die Wege waren holprig, kurvig und voller Spuren der Fahrzeuge, die hier Sand abgebaut hatten. Fast könnte man sagen, es waren die Vorläufer der heutigen Rad- oder Motorikparks – nur ganz ohne Planung, sondern einfach so entstanden.

Stundenlang fuhren wir Kinder im Kreis oder in Achterbahnlinien durch das Gelände. Man wurde nicht müde, und oft dauerte das Spektakel bis zum Sonnenuntergang. Die Sandgruam war ein Ort voller Staub, Geschwindigkeit und Freiheit – und für viele Kinder ein unvergesslicher Abenteuerspielplatz.

## Lettn - natürlicher Vorläufer von Plastillin

Die Sandgruam hatte aber noch mehr zu bieten. Der Sand war nicht überall gleich. An manchen Stellen war er besonders lehmig. Im Volksmund nannte man diesen Lehm „**Lettn**“.

In den lehmigen Abhängen konnten die Kinder wunderbar graben. Mit bloßen Händen entstanden kleine Höhlen, Gänge und manchmal sogar richtige Tunnel, durch die man kriechen konnte. Das dauerte oft Stunden oder sogar Tage.

Für manche war das besonders faszinierend – sie wurden zu kleinen Baumeistern.



Reiner Lettn eignete sich auch sehr gut zum Töpfern. Er wurde abgebaut und in Gefäßen oder kleinen Säckchen nach Hause gebracht. Dort vermischte man ihn mit Wasser, bis eine weiche, formbare Masse entstand. Daraus entstanden kleine Schüsseln, Gefäße oder Figuren.



Plastillin gab es zwar schon, doch die Arbeit mit dem selbst gewonnenen Lettn war viel spannender. Es war etwas Eigenes und machte die Sandgruam zu einem Ort voller Entdeckungen und Fantasie.

Die Freude bei Müttern war grenzenlos, wenn ein Kind, das nach dem Spielen mit Lettn von oben bis unten braun verkrustet nach Hause gekommen ist?

## Fußballspiel

Das Fußballspiel war in den 1960er-Jahren natürlich die beliebteste Freizeitbeschäftigung der Buben. Dabei ist nicht unbedingt das Spielen in einem Verein gemeint, sondern das freie Kicken auf den Plätzen im Ort oder auf nahegelegenen Wiesen.

Obwohl Bernhardsthal damals bereits einen großen Fußballplatz hatte, war der Weg dorthin oft zu weit und zu mühsam. Für kurze Spiele lohnte sich der Marsch einfach nicht. Deshalb spielte man zum Beispiel auf dem Postplatz – so hieß der heutige Museumsplatz früher.



Richtige Tore, wie man sie von Fußballplätzen kennt, gab es nicht. Stattdessen legte man Jacken oder Pullover auf den Boden, die als Torpfosten dienten.

Kaum hatten zwei oder drei Kinder zu spielen begonnen, kamen auf wunderbare Weise immer mehr dazu, bis man sich schließlich entschloss, ein Match zu machen. Zuerst mussten zwei Mannschaften gebildet werden. Das funktionierte so: Die beiden besten Spieler hatten die Aufgabe, ihre Mitspieler auszuwählen – abwechselnd, einer nach dem anderen. Auf diese Weise entstanden meist halbwegs gleich starke Mannschaften.

Manchmal wurden dabei Freunde bevorzugt gewählt, manchmal aber auch jene nicht, die man nicht so gern mochte. Und dann ging es los!

Wirklich feste Regeln gab es kaum. Verboten waren lediglich das Handspiel und der Kampf zwei gegen einen.

Es war nicht immer ganz eindeutig, ob der Ball nun wirklich im Tor gelandet war, denn feste Begrenzungen nach oben oder zur Seite gab es ja nicht.

Streitigkeiten gab es selten, und wenn, dann meist wegen „zu hartem Einsteigen“ oder „Handspiel“ – selten aber wirklich ernsthaft. Meist einigte man sich indem halt einer nachgab.

Neben den Plätzen im Ort gab es auch einige ortsnahe Wiesen, die zum Spielen genutzt wurden. Eine davon lag beim sogenannten Heustadl am Nordufer des großen Teiches. Ob man dort spielen konnte, hing ganz davon ab, ob die Wiese gerade gemäht war.



Ein weiterer Platz befand sich neben den Bahngleisen gegenüber vom Bahnhof – denkbar ungünstig gelegen, denn der Ball landete dort nicht selten auf den Gleisen. Auch war die Wiese alles andere als gleichmäßig breit.



... Trotzdem war dieser Platz eine Zeit lang sehr beliebt – warum eigentlich, ist bis heute nicht ganz klar.

Kaputt gespielte Bälle waren ein echtes Drama. War der Ball platt oder schon halb zerrissen, war das Spiel praktisch vorbei – außer man konnte jemanden überreden, schnell Ersatz zu besorgen.

Abends, wenn die Sonne unterging und die Beine schwer wurden, hörte man oft den Ruf: „Noch ein letztes Tor!“ – und dann kämpfte man noch einmal um jeden Ball, bis die Dunkelheit das Spiel endgültig beendete.

## Das Spiel mit dem Glockendeckel

Ein Spiel, das es vermutlich nur in Bernhardsthal gab – und sonst wohl nirgends auf der Welt –, war das Spiel mit dem Glockendeckel. Die Fahrradklingeln sahen früher nämlich ganz anders aus als heute: Sie hatten einen abschraubbaren Deckel, und genau dieser fand bei uns eine ganz besondere Verwendung.



Gespielt wurde immer am selben Ort, nämlich am Vorplatz des Feuerwehrhauses – wo sonst. Nur dort, und wirklich nur dort, konnte dieses Spiel stattfinden.

Der Glockendeckel wurde genau in die Mitte des Platzes gelegt, direkt unter den damals noch vorhandenen Schlauch für die Wasserentnahme.

Dann teilte man sich in zwei Gruppen, stieg auf die Räder und begann, im Kreis zu fahren. Ziel dieses Geschicklichkeitsspiels war es, den Glockendeckel Stück für Stück an den Rand des Platzes zu bewegen.

Eine Gruppe spielte in Richtung Feuerwehrhaus, die andere in die entgegengesetzte Richtung. Gewonnen hatte jene Gruppe, die ihr Ziel zuerst erreichte.



Der Glockendeckel war am Rande abgeschrägt. Mit dem Vorderrad fuhr man ganz knapp heran, berührte ihn fast unmerklich, und schon rutschte er ein kleines Stück weiter. Mit etwas Glück – oder mit genügend Übung – war das Spiel rasch entschieden. Manchmal dauerte es aber auch erstaunlich lange.

Spannung gab es jedenfalls immer – und wer einmal dabei war, wird sich heute noch daran erinnern.

## Auf der Strohdristn

In den 1960er-Jahren war die Strohdristn für die Buben im Weinviertel das, was heute der Abenteuerspielplatz, der Kletterpark und der Turnsaal zusammen sind – nur staubiger und ohne Aufsicht. Egal ob Sommer oder Herbst, Hauptsache das Stroh war halbwegs trocken.

Oben angekommen, wurde beraten, ausprobiert und natürlich übertrieben. Wer sprang am mutigsten hinunter? Wer rutschte am schnellsten? Und wer traute sich, ganz oben zu stehen und so zu tun, als hätte er überhaupt keine Angst?

Natürlich blieb es nicht immer bei weichen Landungen. Da verschwand einer plötzlich bis zum Bauch im Stroh, einer verlor einen Schuh, ein anderer seine Kappe, und irgendwer hatte garantiert wieder Stroh im Hemd, in den Haaren und an Stellen, wo es eigentlich nichts verloren hatte. Kleine Kratzer und blaue Flecken wurden mit Stolz getragen, schließlich waren sie der Beweis für einen gelungenen Nachmittag.

Daheim war die Begeisterung über die neuen Hosen mit Strohrefen eher überschaubar. Auf die unvermeidliche Frage „Was habt’s denn heute wieder angestellt?“ folgte ein möglichst harmloser Bericht, oft mit der Betonung auf „nur einmal kurz hinuntergerutscht“.

Doch lange Vorträge halfen sowieso nichts – am nächsten freien Tag war man vielleicht wieder auf der Strohdristn, Hals über Kopf, Stroh im Haar, und mit dem sicheren Wissen: Egal wie sehr die Hosen litten oder die Eltern fluchten, genau diese Geschichten würden später als die besten Anekdoten in Erinnerung bleiben.



## Jetzt wird halt ein wenig aus der Schule geplaudert - aber so war's halt

### An der Lederhose

Die Situation in der Schule war im Vergleich zu heute natürlich eine andere. Manche Lehrer verfügten über ganz eigene Methoden, um für Ordnung zu sorgen – pädagogisch nicht immer nachvollziehbar, aber jedenfalls einprägsam. Kleine und größere Verfehlungen blieben selten ohne Folgen, wobei die Art der Ahndung oft stark vom jeweiligen Lehrer abhing.

Eine besonders ungewöhnliche Form der Bestrafung war selbst für damalige Verhältnisse bemerkenswert: Ein Lehrer hob einen Buben, der sich danebenbenommen hatte, kurzerhand hoch, brachte ihn in die Waage und packte ihn mit den Zähnen an der Lederhose. So hing der Übeltäter für einen kurzen Moment zappelnd in der Luft – vermutlich genauso überrascht wie der Rest der Klasse.



Ein durchaus krasses Beispiel damaliger Schulrealität.

### Die Glocke

Eine bewährte Methode, Schüler zu Höchstleistungen zu bewegen, war das Auswendiglernen von Gedichten. Weltliteratur der großen deutschen Dichter gehörte selbstverständlich dazu. Wer Pech hatte, wurde aufgerufen und durfte sein Können vor der Klasse unter Beweis stellen. In Erinnerung geblieben ist folgende Episode: Die Wahl fiel auf einen Buben.

Er ging zur Tafel, verneigte sich korrekt und begann – erstaunlich selbstbewusst: „*Die Glocke* von Friedrich Schiller – nach einer kurzen Pause - Frau Lehrerin, ich hab's nicht gelernt.“



Die Lehrerin nahm das zur Kenntnis und zeigte sich davon nicht sonderlich überrascht. Es gab weder große Aufregung noch laute Worte. Wie sich diese Darbietung schließlich in der Beurteilung niederschlug, konnte man nur erahnen.

## Der Assistent

In diesen Jahren gab es auch einen Klassenlehrer, der sich selbst vor allem als Pädagoge verstand.

Die damals durchaus üblichen Bestrafungen überließ er jedoch lieber anderen. Zu diesem Zweck ernannte er kurzerhand einen Assistenten – direkt aus der Klasse.



Dieser Assistent übernahm Aufgaben, die heute nicht mehr möglich sind: Er verteilte Schläge mit dem Staberl im Auftrag des Lehrers und zählte gewissenhaft mit, ob ein besonders schlimmer Schüler die verordneten hundert Kniebeugen auch wirklich vollständig ausführte. Genauigkeit war dabei ausdrücklich erwünscht.

Dass dieser Assistent bei seinen Mitschülern nicht gerade auf Beliebtheit stieß, versteht sich von selbst. Schließlich gab es da noch den Heimweg von der Schule – und auf dem war der Lehrer bekanntlich nicht anwesend. Für den Assistenten konnte dieser Weg daher manchmal deutlich unangenehmer sein als die Bestrafung der anderen Schüler.

## Die Maikäferplage

In den 1950er-Jahren gab es in unserer Gegend eine regelrechte Maikäferplage. Als Mittel gegen diese Plage kam man auf die Idee, die Käfer einzusammeln.

Auf Anregung des Lagerhauses gingen ganze Schulklassen hinaus in die Natur, um die Maikäfer früh am Morgen von den Bäumen zu schütteln. Zu dieser Tageszeit waren die Käfer noch kalt und konnten nicht schnell wegfliegen. Die Kinder sammelten sie in Behältern und lieferten sie anschließend beim Lagerhaus ab.

Für die abgegebenen Käfer gab es Schillinge und Groschen – ein nicht zu unterschätzender Anreiz. Erst nach dieser Arbeit begann der reguläre Schulunterricht.



## Das erste Eis (Speiseeis)

Ab etwa 1950 war Speiseeis noch etwas ganz Besonderes. Man konnte es nicht im Geschäft kaufen, und viele kannten es noch gar nicht. Auch wir Kinder wussten nicht, was Eis eigentlich war.

An einem Sonntagnachmittag lud uns eine Nachbarin zu sich ein. Sie sagte: „Heute gibt es Eis.“ Wir schauten uns an und fragten uns, was das wohl sein würde. Ob das schmecken kann?

Die Nachbarin war eine Bäuerin. Sie probierte gerne Neues aus. An diesem Tag hatte sie Eis gemacht. Wie sie das geschafft hat und was sie dafür verwendet hat, wissen wir bis heute nicht.

Aber eines wissen wir ganz genau: Das Eis war wunderbar. Und von diesem Tag an wussten wir, wie gut Eis schmeckt ...



Dann gab es da noch die **Goldmarie**. Sie hatte gegenüber der heutigen Raiffeisenbank ein kleines Geschäft. Ihren Namen bekam sie, weil sie ihre Lehre als Konditorin in der Konditorei Gold in Lundenburg gemacht hatte. Bei ihr gab es Zuckerbackwaren der feinsten Art. Aber auch Zuckerschlecker und, wie man damals sagte,

sogenannte **Zuzelfische**. Diese Waren kaufte sie zu.

Was sie aber selbst herstellte, waren die ersten **Eislutscher** im Ort – und die waren köstlich. Wenn man an ihrem Geschäft vorbeiging und ein paar Groschen in der Tasche hatte, konnte man einfach nicht widerstehen. Man musste stehen bleiben. Die Anziehungskraft des Eises war einfach zu groß.



Wenig später eröffnete Julius Vogl in der Hauergasse sein Geschäft. Neben seiner Futtermittel-Erzeugung und der Kücken-Brutanstalt betrieb er gemeinsam mit seiner Gattin eine Konditorei. Er stellte bereits Spachteleis her, das man mit einer Spachtel auf eine Tüte strich, wie man es heute noch kennt. Berühmt war sein Ausspruch um fünfzig in die Tüte (wobei er eigenartigerweise Tite sagte), gemeint war eine Tüte Eis um 50 Groschen, das war die damals

kleinstmögliche Menge.

Julius Vogel hatte als Kriegsinvalid nur einen Fuß und ging mit Krücken, was ihn nicht daran hinderte sein Eis auf Kirtagen in der Umgebung anzubieten. In großen schweren Metallbehältern beförderte er sein Eis, das auf Kirtagen sehr begehrt war.



## Winter am Teich

Wenn der Teich zufror und das Eis stark genug war, begann für uns Kinder die schönste Zeit. Der Teich wurde zu unserem Eldorado. Kaum von der Schule nach Hause gekommen, liefen wir hinaus, prüften vorsichtig das Eis – und dann ging es los.

Besonders beliebt war Eishockey. Zwei Tore, gebaut aus Steinen oder Ziegeln, genügten völlig. Die Schläger bestanden aus passend geformten Ästen, und als Puck diente ein Stein. Richtige Eishockeyschläger oder Gummipucks gab es kaum. Aber das machte nichts – der Spaß war trotzdem riesig.



Nicht alle hatten schon richtige Eislaufschuhe.

Besonders begehrt waren bei den Buben die „Kanadier“ und bei den Mädchen Eislaufschuhe mit Zacken. Wer so etwas hatte, war richtig stolz. Viele andere fuhren mit sogenannten **Schraubendampfern** – das waren Kufen, die man an ganz normale Schuhe anschraubte. Hauptsache, man kam aufs Eis und konnte mitmachen.

Ganz besonders war eine Runde am großen Teich. Beliebt war die „Schlange“: Wir hielten uns an den Händen und fuhren gemeinsam los. Plötzlich blieb der Erste stehen, die anderen wurden immer schneller, ließen die Hände los – und der Letzte wurde mit großer Wucht weggeschleudert. Das sorgte für ordentliches Kribbeln und manchmal auch für Stürze.



Eine besonders aufregende Sache war das Gummieis-Machen. Mehrere, meist ältere Burschen liefen nebeneinander ohne Eislaufschuhe über das Eis. Voraussetzung war, dass das Eis nicht zu fest gefroren war. Sie bewegten sich gleichmäßig vorwärts, und

das Eis begann nachzugeben, fast wie Wellen auf dem Wasser. Ganz ungefährlich war das allerdings nicht. Manchmal brach das Eis ein, und einer oder sogar mehrere landeten im kalten Wasser.

Eines war jedoch sicher: Nach ein paar Stunden auf dem Eis hatte man nicht nur kalte Füße, sondern auch einen Muskelkater .

## Kirtag

Wenn im Dorf die Häuser mit Kalk weiß gestrichen wurden (im der Ortssprache geweissent wurden), die Fenster geputzt wurden und die Vorgärten besonders schön aussahen, dann wussten wir Kinder: Der Kirtag war nicht mehr weit.



Die ersten Vorboten waren schon Tage, manchmal sogar Wochen vorher zu sehen. Große Schießbuden, ein Ringelspiel oder später auch ein Autodrom kamen auf großen Lastenanhängern ins Dorf und wurden auf den Plätzen und am Straßenrand abgestellt. Schon allein das Anschauen machte uns ganz aufgeregt.

Beim Aufbauen der Fahrgeschäfte waren wir Kinder gern gesehene Helfer. Dafür gab es als Belohnung die eine oder andere Freifahrt

Das hohe Ringelspiel mit den Sitzen an langen Ketten war nur für die Großen. Die Kleinen durften in das Ringelspiel am Boden einsteigen – mit Pferden, Autos oder sogar Straßenbahnwaggons.



So mancher war fest überzeugt, alt genug zu sein, um mutig durch die Luft zu fliegen. Doch spätestens oben merkte er, dass sein Magen anderer Meinung war. Für ihn war der Kirtag dann leider schneller vorbei als geplant.

Der Postplatz (später Museumsplatz) und der Klosterplatz waren abwechselnd die Zentren des Geschehens. Auch vor den Wirtshäusern standen Buden und sogenannte Standler. Überall war etwas los.

Man konnte Süßigkeiten kaufen, einfache Spielsachen, aber auch Gewehre und Pistolen samt Munition für die Buben. Besonders wichtig waren die Schießbuden.



Dort konnte man zum Beispiel auf Rosen schießen. Die Rosen steckten in einer Reihe in kleinen Gipshülsen. Traf man, durfte man die Rose behalten. Verfehlte man sie, musste man trotzdem bezahlen.



Vor allem die jungen Männer wollten ihre Freundinnen beeindrucken. Also wurde so lange geschossen, bis endlich eine Rose fiel – koste es, was es wolle.

Da der Kirtag in Bernhardsthal zeitlich mit dem Schulbeginn zusammenfiel und es damals noch den Kirtagmontag gab, hatten die Volksschulkinder einen Tag länger Ferien – ein echtes Privileg! Die größeren Hauptschüler, die nach Hohenau mussten, waren darüber weniger begeistert. Für die hieß's früh aufstehen, Schultasche packen und erst nachmittags wieder zum Kirtag.

## Attraktionen und Sensationen:

### Der präparierte Wal

Manche Kinder der 60er-Jahre werden sich noch vage erinnern, wie sie plötzlich vor einem riesigen Lastwagen standen, auf dem ein gewaltiger Wal lag. Auch ich gehörte dazu.

Der Wal „Jonas“ wurde 1952 bei Trondheim in Norwegen harpuniert und anschließend konserviert – vermutlich mit Salzen und Formaldehyd. Ab 1953 ging er auf große Tournee durch Europa.

Eines Tages machte dieses Mammut-Gefährt auch in Bernhardsthal am Klosterplatz Station. Für den enorm langen Lastwagen war dort ausreichend Platz. Der Besuch war Teil der großen Österreich-Tournee des Wals „Jonas“, die in den Jahren 1961 und 1962 ihren Höhepunkt erreichte.

Schon von Weitem sah man die Plakate. In großen, auffälligen Buchstaben stand dort:

Länge 20 m – Gewicht 58.000 kg; Das größte Tier der Welt!

Der Riese des Ozeans! Ein Tier im Gewicht von 1000 Menschen! Die Zunge wog 6.000 kg! Die Leber wog 120 Zentner!



Für wenige Schillinge durfte man das Innere des verdunkelten Lastwagens betreten. Die Plane war vorne geöffnet, oben und hinten jedoch fest verschlossen.



Drinne lag der riesige, etwa 20 Meter lange Körper auf der Ladefläche, beleuchtet von kleinen Lampen. Es war schummrig, und ein strenger, unangenehmer Geruch erfüllte den Raum. Trotz der Konservierung war der Wal bereits stark riechend und insgesamt in eher desolaten Zustand. Man sah ihm an, dass er schon viele Stationen hinter sich hatte.

Wenn ich mich richtig erinnere, hatte man sogar einen kleinen Tisch mit drei Kartenspielern in das aufgesperrte Maul des Wals gestellt – wohl um seine Größe noch eindrucksvoller zu demonstrieren.

Entlang des Körpers standen große Glasbehälter mit Deckeln, in denen Herz und andere Organe aufbewahrt wurden. Von oben tropfte ständig eine Flüssigkeit auf den Wal, um ihn zu erhalten.

Als Kind war ich überwältigt. Einerseits empfand ich großen Respekt vor diesem gewaltigen Tier, andererseits war ich auch etwas erschrocken.

Alles wirkte riesig, geheimnisvoll und ein wenig unheimlich – und durch den Geruch und den sichtbaren Verfall auch befremdlich.

Noch heute erinnere ich mich gut an dieses außergewöhnliche Erlebnis. Es war eine Sensation, von der man noch lange erzählte.

## Hochseil-Shows – Seiltänzer und Motorradfahrer

Auch Hochseil-Artisten machten Station in Bernhardsthal. Quer über den Postplatz wurde in großer Höhe ein Seil gespannt, befestigt an mitgebrachten hohen Stahlstützen. Schon beim Zuschauen bekam man weiche Knie.

In schwindelerregender Höhe balancierten die Artisten über unseren Köpfen. Besonders beeindruckend war das Radfahren auf dem Seil. Manche fuhren sogar mit motorisierten Fahrzeugen darüber. Oft gab es kein Sicherheitsnetz. Das machte alles noch aufregender.



Die Künstler hielten an, winkten dem Publikum zu oder machten sogar Kunststücke. Manchmal stellten sie sich auf den Lenker oder zeigten einen Kopfstand – hoch oben über dem Platz.

Für uns Kinder war das atemberaubend. Man hielt den Atem an, wenn das Fahrrad langsam über das Seil rollte. Jeder Windstoß ließ das Herz schneller schlagen. Und wenn der Artist sicher auf der anderen Seite ankam, gab es großen Applaus.

## Kino

Das Kino war damals die einzige Möglichkeit, Filme zu sehen. In Bernhardsthal gab es das Kino Stockinger – mit knarrenden Holzsitzen und ganz eigenem Charme.

Gezeigt wurden vor allem Heimatfilme, Lustspiele oder Abenteuerfilme. Für viele Kinder war der Kinobesuch ein besonderes Ereignis: Man zog sich ordentlich an, bekam vielleicht ein paar Groschen für Zuckerln, und wenn das Licht langsam ausging, wurde es ganz still im Saal.

Das Flimmern des Projektors, der Geruch nach Staub und Süßigkeiten und das gemeinsame Lachen oder Mitfiebern – das war Kino, wie man es heute kaum mehr kennt.

Reintal hatte kein eigenes Kino, und die meisten fuhren mit dem Autobus zur Vorstellung nach Bernhardsthal und wieder zurück. Doch da gab es ein Problem – nämlich bei Filmen mit Überlänge. Auf den Busfahrplan konnte man schließlich keine Rücksicht nehmen.

So kam es vor, dass kurz vor dem Ende eines besonders langen Films plötzlich die Türen aufgingen und Herr Stockinger in den Saal rief: „Der Bus nach Reintal ist da!“ Widerwillig standen einige auf – und verpassten ausgerechnet den Schluss.

Hartnäckig hielt sich das Gerücht, dass ein Reintaler lange Zeit überzeugt war, Winnetou lebe noch – weil er den Filmtod des Indianers nie miterlebt hatte.



## Erste Fernsehgeräte im Ort



Die ersten Fernsehgeräte standen in den Wirtshäusern. Dort versammelte sich das halbe Dorf, wenn am Abend das Programm begann. Für die Kinder war der „Kasperl“ am Nachmittag das Größte – man saß dicht gedrängt, lachte und rief eifrig mit.

Für die Erwachsenen gehörten die Abende der Löwingerbühne oder Heinz Konrad. Viel Auswahl gab es nicht, denn gesendet wurde meist nur abends. Und der Dienstag war überhaupt „fernsehfrei“ – der offizielle sendefreie Tag. Dann blieb der Bildschirm dunkel.

Bevor das Programm startete, erschien oft minutenlang das Testbild, begleitet von einem durchdringenden Pfeifton. Dieses Bild mit seinen Kreisen und Linien kannten bald alle auswendig. Und wenn der Empfang wieder einmal schlecht war und weiße Flocken über den Bildschirm tanzten, hieß es lachend: „Da schneit's wieder im Fernsehen!“

Ein ganz besonderes Ereignis waren die ersten Sendungen in Farbe. Als der Mainzer Carneval übertragen wurde, stellte man ein Farbfernseh-Leihgerät im großen Saal auf. Der Raum war bis auf den letzten Platz gefüllt. Man staunte über die bunten Kostüme.

So wurde auch das Fernsehen zu einem Gemeinschaftserlebnis – nicht leise und privat, sondern laut, lebendig und gemeinsam erlebt.



## Gründung der Rettungsstelle

In diesen Jahren wurde im Ort auch die Freiwillige Rettung gegründet. Männer und Frauen meldeten sich als Rettungsfahrer – mit viel Idealismus und vermutlich etwas weniger Ahnung, was da alles auf sie zukommen würde. Anlaufstelle war der Obmann, und als Kontakttelefon diente die Nummer 219 – die Nummer unseres Wirtshauses. Im Bedarfsfall wurde dort angerufen und ein Einsatz gemeldet. Anhand eines Zeitplanes konnte man nachsehen, wer an der Reihe war. Von Bereitschaftsdienst, wie man ihn heute kennt, konnte allerdings keine Rede sein.



Nach einem Anruf machte sich jemand auf den Weg, um die eingeteilten Personen zu verständigen – oft waren das auch wir Kinder, die ausgeschickt wurden. Mit dem Fahrrad fuhren wir zum Haus des jeweiligen Fahrers und klopfen an. Nicht selten war jedoch niemand zu Hause, und es begann eine aufwendige Suche.



Die Fahrer waren allesamt berufstätig und nicht selten irgendwo auf dem Feld, in der Werkstatt oder bei der Arbeit. Sie hatten ja einen Hauptberuf. Und selbst wenn man die eingeteilte Person endlich gefunden hatte, konnte es vorkommen, dass sie schlicht nicht abkömmlich war – und schon musste eine Ersatzperson gesucht werden. Das konnte dauern. Es war manchmal abenteuerlich und mitunter auch frustrierend. Heute ist kaum vorstellbar, dass ein Rettungseinsatz so organisiert war – und dennoch hat es funktioniert. Mit Improvisation, Engagement und viel Idealismus.

„Man könnte sagen: Der Patient brauchte damals nicht nur eine gute Konstitution, sondern vor allem eines – Zeit und Vertrauen in die dörfliche Meldekette.“

Und - „Es war die Zeit, in der das Wort ‚Blaulicht‘ eher für die Geschwindigkeit stand, mit der wir Kinder in die Pedale traten, um den Fahrer rechtzeitig zu finden.“

## **Hier könnte deine Geschichte aus Bernhardsthal stehen!**

Wir sammeln „Geschichten der Nachkriegsgeneration“ – kleine und große Augenblicke aus dem Alltag der 50er und 60er Jahre.

Deine Erinnerung zählt!

Vielleicht hast du auch noch ein altes Foto, auf dem ihr beim Spielen zu sehen seid? Oder du erinnerst dich an ein anderes Spiel wie Tempelhüpfen, Schnurspringen oder das „Räuber und Gendarm“-Spielen in den Gassen?

Schreib uns deine Stichworte – sie sind wertvolle Mosaiksteine für unsere gemeinsame Dorfgeschichte!

So kannst du mitmachen: Schreib uns deine Erinnerungen einfach so auf, wie sie dir in den Sinn kommen. Ob ein ganzer Brief oder nur ein paar handgeschriebene Zeilen auf einem Zettel – jeder Beitrag zählt und - melde dich!